Impressionen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich**

Band (Jahr): **- (1993-1994)**

Heft 42

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Impressionen

V. Humm

Das "Zu-nüüt-Gluscht-ha"-Syndrom ist wieder einmal über mich gekommen, in seinen Auswirkungen die ungemütlichste aller Stimmungen.
Ich sitze da, blättere in Zeitungen und Heftli, die mich nicht interessieren und weiss, dass ich eigentlich weit Besseres tun könnte. Nur, dieses "Bessere" - was immer es sein mag - hat nicht die geringste Anziehungskraft. Das macht mich hässig und unglücklich zugleich.
Ich habe nicht nur zu nichts Lust, es ist mir auch alles zuwider. Jeden Vorschlag, den ich mir selber unterbreite, verwerfe ich gleich wieder.
Malen? Ach nein - bis man da nur alles hervorgeholt hat!
Schreiben? Es wird sowieso nichts Rechtes gelingen.
Spazieren? Allein? Wohin denn? An den See hinunter zu gehen, wage ich ja doch nicht!
Stricken? Habe ich nicht zuletzt noch so einen blöden Fehler gemacht, den ich nun zu korrigieren hätte?
Telefonieren - mit jemandem plaudern? Nicht jetzt, zum teuren Tarif, die Telefonrechnung wird wieder viel zu hoch!

Es ist hoffnungslos. Zudem habe ich diffuses Kopfweh und meinen Innereien behagt es auch nicht. Mit einer solchen Schlechtwetter-Laune sollte man eigentlich nicht allein sein. Wie nett wäre es, an eine Zimmertüre klopfen zu können und zu fragen: "Wämmer en Tee trinke mitenand?" -- und dann, später, gemeinsam ein Nachtessen zuzubereiten, wobei das blockierte Seelengetriebe wieder in Gang käme.
Man müsste nicht ohne Appetit vor dem Kühlschrank stehen, um sich schliesslich Butter auf eine Brotscheibe zu streichen, bloss um nicht gar nichts zu essen...
Eine Wohnpartnerin also?

Und wie ich mir das so vorzustellen versuche, kommt mir in den Sinn, dass ich als Kind während einiger Jahre in einer grossen Familiengemeinschaft gelebt habe.
Mein Vater hatte in einem Haus am Zürichberg oben zwei Wohnungen mieten können - in einem Haus, das freilich ganz und gar nicht den Vorstellungen entsprach, das man sich von einem "Haus am Zürichberg" zu machen pflegt. Es war alt und ohne jeden Komfort, aber die Wohnungen waren - auch für kleine Leute - zahlbar.
Meine Eltern, Vaters Vater, mein Bruder und ich zogen in die grössere Wohnung im ersten Stock, die kleine, schattige Dach-

wohnung wurde das Zuhause von Mutters Schwester, ihrem Bruder und ihrem Vater.

Wenn ich daran denke - heute, wo es mir grosse Mühe machen würde, mein Badezimmer mit jemandem zu teilen - dass wir damals, sieben Erwachsene und zwei Kinder, zu denen noch ein drittes hinzukam, überhaupt kein Badezimmer hatten. Es gab weder Warmwasser noch Zentralheizung, es gab nichts von dem, was längst Selbstverständlichkeit geworden ist. Es gab nicht einmal ein "anständiges Hüsli". Das gewisse Oertchen befand sich draussen auf der Laube und war mit einem dicken Rohr direkt mit der Jauchegrube verbunden, die von Zeit zu Zeit geleert werden musste. In kalten Wintern (und einstens war jeder Winter kalt!) konnte die ganze Sache zufrieren, was zu etwelchen Komplikationen führte.
Es war überhaupt das meiste komplizierter als heute, vom Kochen (Holzherd) bis zur grossen Wäsche.
Finanzielle Erwägungen hatten den Ausschlag gegeben, dass man ein solches Experiment wagte. Man konnte den Inhalt dreier (eher mageren) Zahltagssäcklein zusammenlegen, das ergab immerhin einen Betrag, von dem sich leben liess, ohne den Rappen spalten zu müssen. Vaters Vater steuerte mit seiner Pension das seine bei.
Der andere Grossvater, der Glasmaler gewesen war (und oft keine Arbeit gehabt hatte), brachte kein Geld, sein Beitrag bestand in wertvoller Mithilfe bei den Hausgeschäften. Ihm oblag das Heizen, das Gemüserüsten, das Abwaschen, das Schuheputzen und später, während langer Zeit, das Hüten des kleinen Bruders, der sich noch zu uns gesellt hatte. Der Kontakt zwischen den beiden war so eng, dass der Bub - dreieinhalbjährig, als der Grossvater starb - noch eine Zeitlang mit dessen süddeutschem Akzent daherplauderte.
Ich kann "die Grossen" nicht mehr fragen, wie sie diese Zeit empfunden haben. Wir Kinder fanden es ganz natürlich, dass ausser den Eltern noch andere Leute "zu uns gehörten". Wir fühlten uns in dieser Gemeinschaft geborgen. Wohl war unsere Mutter Mittelpunkt des Kreises, doch liefen wir nicht mit allem zu ihr. Da gab es die Grossväter, Mutters Vater vor allem. Er war geduldig, verständnisvoll und gütig, wir liebten ihn sehr.
Sonntags gab es auch "s'Tanti". Vater pflegte mich am Sonntagmorgen, noch im Nachthemd, in eine warme Decke gehüllt, "überue" zu tragen, wo ich zu Tanti ins Bett schlüpfen durfte. Dann bettelte ich, es möge mir aus seiner Kinderzeit erzählen, die ja auch diejenige unserer Mutter war, oder ich stürmte, Tantis "Sache aaluege" zu dürfen. In einem hölzernen Kästlein, mit einem winzigen Schlüssel abschliessbar, hatte es seine Kostbarkeiten aufbewahrt. Zwei Fingerringe - die ihm zu gross waren -, ein silbernes Kettchen mit einem kunstvoll geschliffenen lilafarbenen Anhänger, eine Brosche mit Granatsteinen und zwei Paar Ohr-

ringe. Die Löchlein in Tantis Ohrläppchen faszinierten mich sehr, und ich gab jeweilen keine Ruhe, bis es die Ohrringe, die es trug, behutsam ablöste, und, noch behutsamer, andere ansteckte.
"Tuet das ganz sicher nöd weh?" wollte ich immer wissen. Und mit der unverblümten Direktheit des vorwitzigen kleinen Mädchens, das ich war, fragte ich: "Gäll, Tanti, wänn du schtirbsch, chum i c h das alles über?"
Tanti ist gestorben, "das alles" gehört jetzt wirklich mir, und in ihm leben die Erinnerungen an die Sonntagmorgen am Hinterberg oben weiter.

Anfänglich gelang es unserer Mutter, das Mittagessen in zwei Etappen durchzuführen, zuerst wurden die Kleinen gefüttert und anschliessend zum Mittagsschlaf ins Bett gesteckt, so dass die Erwachsenen ihre Ruhe hatten. Später, als ich in den Kindergarten ging, liess sich das nicht mehr bewerkstelligen, und sonntags ass immer die ganze Familie miteinander. Diese Essen gestalteten sich zuweilen fröhlich, zuweilen müssen sie für Vater und Mutter eine echte Nervenprobe gewesen sein. Mein Bruder und ich waren Wildlinge. Vaters Vater war für strenge Ordnung bei Tisch, und er pflegte seinen Forderungen Gehör zu verschaffen
Bei Familienausflügen - "Spaziergänge" mussten wir keine machen, wir hatten einen riesigen Garten - war dieser Grossvater aber immer sehr grosszügig; er spendierte uns beim Einkehren den heissbegehrten Himbeersirup und den dazu gehörenden Nussgipfel.
Hie und da, an Feierabenden, holte Mutter ihre Laute hervor, an der noch die bunten Bänder aus der Wandervogelzeit hingen.
"Wämmer singe?"
"Oh, ja!" Wir scharten uns um sie - alle sangen gerne, wenn auch mit unterschiedlicher Begabung. Unser Vater, Mutter und ihre Familie waren die guten Sänger. Vaters Vater kannte weder Melodien noch Texte, aber er brummelte zufrieden mit, und mein Bruder und ich trällerten fröhlich - er richtig, ich falsch - nach, was die Erwachsenen sangen. Mutters Schatz an Volksliedern war gross, wir, ihre Kinder, zehren heute noch davon.

Nach der Geburt unseres jüngsten Bruders entschloss sich Vaters Vater zum Eintritt in ein Altersheim, der Gräbel wurde ihm zu gross. Im "Bürgerasyl der Stadt Zürich" bewohnte er fortan ein schönes Zimmer. Besuchten ihn die Enkelkinder, musste er sich wohl jedesmal zu seinem Entschluss gratulieren, diese fanden nämlich grösstes Vergnügen daran, durch die langen Gänge zu rennen und die spiegelglatten Böden als Gleitbahnen zu benutzen, ohne Schuhe, nur in Socken. Aber es erregte grossväterliches Stirnerunzeln und wurde uns schliesslich von den Eltern verboten.

Der Onkel heiratete und gründete einen eigenen Hausstand, und Tanti und der andere Grossvater zogen in unsere Wohnung hinunter, wo man ziemlich zusammenrücken musste.
Die Grossväter starben, zunächst der Weggezogene, ein Jahr später der bei uns Gebliebene. Als der kleine Bruder erfasste, was "gestorben" hiess, begann er zu weinen - nun müssten wir ja frieren "wänn de Grossvatti nümme cha heize"...

Wir waren fast zu einer Normalfamilie zusammengeschrumpft. Tanti blieb bei uns, es gehörte bis an sein Lebensende zu unserer Familie.
Es folgten noch ein paar schöne Jährlein, dann brach der Krieg aus, "unser" Haus wurde verkauft, wir mussten zügeln. Wenig später wurde es abgerissen und unser Traumgarten mit Wohnblökken überbaut. Wir hatten unser Kinderparadies verloren...
Im Verlaufe der Zeit wurde unsere Familie immer kleiner. Ich heiratete, meine Brüder taten es mir gleich, Vater starb - aber die beiden Schwestern blieben noch lange beisammen, freuten sich miteinander, trauerten miteinander und waren sich gegenseitig Stütze und Halt.

Nun sind auch sie seit Jahren nicht mehr da. Meine Brüder mit ihren Familien haben ihren Lebenskreis, mein Sohn - so viele Bahnstunden von mir entfernt - hat den seinen und ich lebe mein "Single"-Dasein, als "Alt"-Gesellin. Ich habe das Alleinsein von allen Seiten kennengelernt, von seinen mühsamen, traurigen, leeren, quälenden, die mich dazu bringen können, mit dem Gedanken an eine Wohnpartnerschaft zu spielen. - Nur zu spielen - es gibt eben auch die andern Seiten, die schöpferischen, die köstlichen, die schönen.
Die Stunden der Lustlosigkeit dauern zumeist wirklich nur Stunden, noch nie haben mich meine Lebensgeister tagelang im Stich gelassen. Hingegen weiss ich aus bitterer Erfahrung, wie einsam man in einer Partnerschaft sein kann, wenn keine Zeichen der Anteilnahme, des Verständnisses, der Zuneigung mehr kommen.

Diesmal sind die Lebensgeister rasch zurückgekehrt. Mitten im mürrischen Unzufriedensein erwachte die Idee, die neuen Impressionen gerade darüber zu schreiben. Ich griff zu Papier und Kugelschreiber. "Ach was", dachte ich bald entmutigt, "s'git nüt Rächts" und zwang mich dennoch, weiterzuschreiben.
Das "Zu-Nüüt-Gluscht-ha"-Syndrom löste sich auf.

Ob mir das Darüberschreiben geglückt ist, dies freundliche Leserin, freundlicher Leser, muss ich Ihrem Urteil überlassen.